**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft
**Band:** 15 (1947-1948)

**Artikel:** Virginia Woolf
**Autor:** Galahad
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-758480

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 10.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# VIRGINIA WOOLF[1]

VON SIR GALAHAD

*Denn die Beziehung zwischen dem Schriftsteller und dem Zeitgeist ist von unendlicher Empfindlichkeit, und von einem gefälligen Arrangement zwischen den zweien hängt das ganze Glück seines Werkes ab.*
*Virginia Woolf.*

Seit dem ersten überwältigenden Genialitätsausbruch der weißen Rasse in den Vorsokratikern, die fast sämtliche geistige Grundsysteme vorausgedacht und über die Welt hingestrahlt haben, ist vielleicht keine Generation so aufgewühlt worden wie die unsere durch das tödliche Mysterium der Zeit.

Mit Einsteins Relativitätstheorie begann es in der Physik, in der Philosophie mit Bergson, in der Historie bei Spengler. Für die Psychologie ist es mit der Tiefenschau aus einem Abgrund heraufgebrochen und hat die Erkenntnis vom Einzelnen und dem Problem seines Zugleichbestehens in verschiedenen Triebschichten, bis in die magische Menschheit zurück, entsetzlich bereichert. So wird der Zeitcharakter plötzlich von ungeahnter Bedeutung und nicht nur für eine denkende Elite, auch die stumpfeste Durchschnittsfamilie spürt, seit «das Schicksal zu rasen beginnt», dem ersten Weltkrieg also, daß alles in ihr anders abläuft. Eine Generation dauert psychisch nur mehr halb solange wie früher. Bestand wohl immer der Gegensatz zwischen Eltern und Kindern, so jetzt schon zwischen älteren und jüngeren Geschwistern. Die Vierzehnjährigen stehen zu den Vierundzwanzigjährigen bereits in Opposition, empfinden sie als lästig überalterte Konkurrenten, die kaltzustellen sind.

«Sein und Zeit» nennt Heidegger sein Werk über Existentialismus

[1] Virginia Woolf wurde 1892 als Tochter Sir Leslie Stephens geboren und heiratete 1912 Leonard Woolf, seit 1917 Gründer und Herausgeber der Hogarth-Presse, wo auch die Werke seiner Gattin erschienen. An kritischen Schriften: «The Common Reader» (zwei Serien), «Mr. Bennett and Mrs. Brown», Reviewing. Eine Studie: «Thirty Guineas». Eine Novellensammlung. An Biographien: «Flush», «Roger Fry». An Romanen: «The voyage out» (1915); «Night and Day» (1919), «Jacobs Room» (1922), «Mrs. Dalloway» (1925), «To the Lighthouse» (1928), «The Waves», «The Years», «Orlando», «Between the acts» (1941), dessen Manuskript sie noch vollendete, doch Korrekturen und Druck nicht mehr erlebte. Nach ihrem Tode gab der Witwer den Geschichtenband «Death of a moth» heraus. In England wurde ihr Genie überraschend schnell und als führend in der Literatur anerkannt.

mit Recht, denn von der Bezogenheit dieser zwei Grundphänomene hängt das Schicksal ab; die Griechen nennen das «Kairos», den rechten Augenblick. Die Kunst spürt es schon lange. Die Malerei reagiert erst als Expressionismus, dann folgerichtig als Surrealismus, unmittelbar aber werden die Romanciers betroffen, besteht ihre Aufgabe doch darin, ein ganzes Zeitalter zu durchlichten.

Das Ausprobieren neuer Betrachtungsweisen hebt mit Proust, Joyce, Kafka, Gide und dem deutschen Expressionismus an. Jeder strebt auf seine Weise nach totaler Erfassung des so komplex gewordenen Menschen. Durch welche Virtuosenspiele mit der Zeit verhext Thomas Mann im «Zauberberg» nicht seinen Helden. Noch weit radikaler experimentiert Huxley in seinen «Eyeless in Gaza». Im ersten Drittel des Jahrhunderts beginnt auch eine Mrs. Woolf, zu Bloomsbury wohnhaft, stammend aus der englischen Gentry, Essays zu veröffentlichen. Meisterhafte. Unauffällig nennt sie diese «The Common Reader». Doch «uncommon» bis zum Extrem, werden die Studien bald auffällig in weiten Kreisen durch herrlichen Stil und unbestechlichen Blick für Echtheit. Wer hätte nicht aufgehorcht, wenn da steht: «In Lytton Stracheys Büchern ... sind Anspannung und Mühsal des Schreibers gegen die Strömung sichtbar. Vergleicht man seine ‚Emminent Victorians' mit einigen von Lord Macaulays Essays, so fühlt man, daß Lord Macaulay immer unrecht hat und Mr. Strachey immer recht; doch ist da eine Substanz, ein Schwung, ein Reichtum bei dem älteren Historiker, die zeigen, daß sein Zeitalter noch hinter ihm steht; die gesamte Kraft kann ins Werk fließen ... nichts wird davon benötigt ... zum ‚Bekehrenmüssen'.»

Ueber Wordsworth, Walter Scott, Jane Austen sagt sie: «Da ist Seite um Seite eine unbeschönigte Geruhsamkeit, ein Seßhaftes bis an die Grenzen des Verschlafenen. Gelegenheiten kommen und bleiben ungenützt. Schattierungen, Feinheiten tauchen auf und werden ignoriert. Als ob diese Autoren sich geflissentlich weigerten, jene Sinne zu befriedigen, die unsere Modernen so lebhaft stimulieren: Sehen, Hören, Tasten ... Woher aber stammt dann jenes Gefühl von Geborgenheit, wie es allmählich, entzückend und vollständig uns beim Lesen überkommt? Es ist die Macht ihrer eigenen Ueberzeugung, die uns bewältigt. Ihr Urteil über Betragen steht fest. Sie kennen die Beziehungen der Menschen untereinander und zum Universum. Keiner von ihnen hat wahrscheinlich je ein Wort über diese Angelegenheiten geradeheraus zu sagen. ‚Nur glauben', fühlen wir auf einmal, ‚der Rest kommt von selbst'. ... Wer das alles vollständig und fraglos selber glaubt, wird hundert Jahre später suggestiv die Dinge auf gleiche Weise noch die Leute fühlen machen und sogar als schöne Literatur.»

Das klingt erzkonservativ, ist es aber mitnichten. Leidenschaftlich bekämpft sie jede Art von «als ob», bei literarischen Größen, wie Galsworthy, Bennett, Wells. Die dürfen es sich eben nicht mehr so bequem machen, weil das gute Gewissen bereits fehlt.

Schon als ganz junge Frau formuliert Mrs. Woolf einen Teil ihres Anspruches an die neue Romanform. «Untersuchen wir», lautet die primitivste Voraussetzung, «ein gewöhnliches Bewußtsein an einem gewöhnlichen Tag. Es enthält eine Myriade von Eindrücken, triviale, phantastische, flüchtige, andere wieder eingegraben mit der Schärfe des Stahls. Von allen Seiten kommen sie, ein unaufhörlicher Schwarm zahlloser Atome, und indem sie fallen, sich formen zum Leben von Montag oder Dienstag, fällt der Akzent verschieden gegen früher. Der bedeutsame Augenblick kam nicht hier, sondern dort, so daß vom Autor aus, wäre er ein freier Mann und nicht Sklave der Konvention, es keine Handlung geben könnte, keine Liebesgeschichte, keine Katastrophe im üblichen Stil.» Daß der Mensch sich jetzt seiner selbst unendlich vielfältig bewußt wird, genügt aber nicht. Wie die anderen ihn dabei sehen und zugleich sichtbar machen, als Scheinwerfer in jeder Zeitspanne verschieden auf ihn gerichtet sind, auch dessen bedarf es zur Totalschau. Mit dieser zweiten Forderung erfüllt sie den alten Wunsch von Henry James, dem anglisierten Amerikaner, der immer schon den Romancier loswerden wollte in der Geschichte, den taktlosen Topfgucker und Dazwischenschwätzer. Stets weiß er alles über jeden, niemand begreift wieso. Seine Aufgabe erfüllen jetzt die Mitpersonen: zugleich Erkennende und Erkannte, am reinsten die sechs Gestalten ihrer «Waves». Da niemand es Mrs. Woolf recht machen kann, beginnt sie selber die neue Kunstform zu verwirklichen.

Vielen gilt «To the Lighthouse» für ihr bestes Buch. Die Handlung: Ob es morgen regnen wird? Das klingt dürftig. Doch wird kein künstlerisch Entwickelter deshalb Spannungen vermissen. Uebrigens regnet es natürlich; wir sind ja in Nordengland am Meer. Die achtköpfige Familie samt Hausgästen kann also nicht im Boot zu einem Picknick nach dem Leuchtturm hinausrudern. Wie nun jeder auf seine Weise auf die ungünstige Prognose reagiert, der jüngste Knabe mit Mordhaß gegen den pessimistischen Vater, Professor Ramsay, er hat als erster das Wort «Regen» ausgesprochen, ergibt die vollendete Exposition. Der Ausflug kommt erst fünfundzwanzig Jahre später zustand und bildet den zweiten Teil des Buches. Dazwischen liegen Sterbefälle, Heiraten, ein Weltkrieg. Das Vierteljahrhundert fast unverändert überdauern konnten nur zwei aus dem gewohnten Zirkel, in der abbröckelnden Sommervilla mit dem verwildernden Garten: Mrs. Ramsay selbst, die überragende, die unzerstörbar schöne Frau des Hauses als ewige «Domina» und Lily Briscoe, als ewige Dilet-

tantin: sie malt immer noch wie eh und je am gleichen Bild. Mrs. Ramsay, seit vielen Jahren tot, ist für ihren ganzen Kreis in die Wirkungswelt des Mythos eingegangen, stumm gegenwärtig, herrlich jenseits der Vergänglichkeit, denn die Zeit läßt ihr Bild in Ruhe, und um Lily Briscoe kümmert sich die Zeit nicht, weil ihr Substanz fehlt zur Veränderung.

Es gibt da am Anfang des Buches eine scheinbar leicht hingeworfene Szene zwischen den Frauen, während unbeschwerte Jugend wie ein antiker Fries das Haus umspielt. In dieser Szene fließt etwas von Virginia Woolfs vollendeter Prosa bis ins Natursichtige hinüber. Lily hat während eines Rebellionsversuches gegen die «Domina» diese offen ausgelacht. Später gleitet sie ihr still zu Füßen, schmiegt den Kopf in ihren Schoß. «Endlich blickte das Mädchen auf, und da war Mrs. Ramsay, völlig unwissend über den Grund des Lachens, immer noch beherrschend, doch ohne jede Spur von Herrschsucht, statt dessen etwas Klares um sie, wie der Raum, den die Wolken endlich freigeben, jenes kleine Stückchen Himmel, das neben dem Mond schläft. War es Weisheit? War es Wissen? War es noch einmal das Trügerische der Schönheit, so daß alle Beobachtungen auf halbem Wege zur Wahrheit in ihre goldenen Maschen verstrickt werden?» Außer Virginia Woolf gelingen heute nur Claudel solch endgültige Verdichtungen in einem einzigen Satz. Sie sind besonders wichtig, damit die von überall einfallenden Atomschwärme nicht zum Chaos führen; denn der neuen Differenzierung aller sinnlichen Eindrücke muß neue Integrierung dieses wundervoll bereicherten Materials vom Menschen folgen. Ordnung muß schließlich auch in die «verschiedenen Zeiten» gebracht werden. Schon jedes Horoskop braucht ja drei zur Erstellung: Ortszeit, Greenwichzeit, Sternzeit, um den Geburtsaugenblick richtig zu bestimmen und damit die Stellung der «Persona», bezogen in ihrer Substanz auf den Kosmos. Nirgends sonst ist so vieles auf so kleinem Raum eingezirkelt worden wie in dem bewundernswerten Symbol der Astrologie, dessen geniale Konzeption immer wieder zu dieser nicht ganz unverdächtigen Halbwissenschaft zurückverführt.

Zwei Grundformen, nach denen alles Geschehen abläuft aber heißt es vor allem trennen: die objektive Uhrzeit, nach ihr altern wir, sterben wir unerbittlich, und unsere subjektive Zeit, die reine Zauberei ist. Einmal kommt sie als «elefantenfüßige Gottheit» daher, dann wieder als schwerelos mottenflügliges Insekt. Oder ist es etwa nicht Zauber, was mit «Orlando» geschieht, sobald er unter seiner höchsten Eiche allein ausgestreckt liegt: «Sofort begannen die Sekunden sich zu runden und zu füllen, während es schien, als würden sie niemals fallen und beschwerten sich dabei mit der seltsamsten Vielfalt

an Dingen. Nicht nur fand er sich plötzlich vor Problemen, über die weiseste Männer sich bereits den Kopf zerbrochen hatten: Was ist Liebe, Freundschaft, Wahrheit? Kaum begann er nachzudenken, so stürzte sich seine ganze Vergangenheit von außerordentlicher Länge und Dichte in die fallende Sekunde, schwellte sie zu einem Dutzendfachen ihrer normalen Dimension, färbte sie mit tausend Tinten und füllte sie mit allem Drum und Dran des Universums!» Damit ein Maß da sei, ein Regulativ gegen solche Allotria der subjektiven Zeit, läßt Virginia Woolf in ihren Londoner Romanen, wie Mrs. Dalloway, sobald es kritisch wird, einmal des Tags «Big Ben», die Parlamentsuhr, dreinschlagen. In «To the Lighthouse» ersetzt der lange Strahl des Leuchtturms in seiner objektiven Verläßlichkeit «Big Ben».

Wie reagieren nun heute die «guten Europäer» aller fünf Weltteile auf das tödliche Mysterium der Zeit? Insofern sie nicht einer der Offenbarungsreligionen verhaftet blieben, auch in ihren resigniertesten Exemplaren wohl mit melancholischem Bedauern, wenn all das mühsam erarbeitete persönliche Kulturgut aus lebenslanger Erfahrung eines Tages doch herunterfällt und zerbricht. Eine Zitronenkur, Hormoneinspritzungen werden aber das Aeußerste sein, was sie dagegen unternehmen. Anders steht es in Indien. Seit viertausend Jahren haben dort schon eine Menge besserer Leute es einfach satt, daß unaufhörlich etwas mit ihnen geschieht, ohne daß sie gefragt würden. Fanatische Rebellen gegen objektive wie subjektive Zeit, wollen sie sogar mit den angenehmsten Reinkarnationen nichts mehr zu schaffen haben, sind gegen das fatale «Nacheinander», als Form des inneren Sinnes, wie Kant es definiert. Durch verschiedene Systeme von Yogaübungen soll schließlich ein Zustand gewonnen werden, von dem der große deutsche Mystiker sagt: «Gott sieht die Zeit wie durch ein Rohr, alles auf einem Haufen.» «Time must have a stop», die Zeit muß aufhören, nennt auch Huxley eines seiner letzten Bücher.

Goethe, von dem Paul Valéry gesagt hat «Il vieillit lumineusement», hat aus dieser Luminosität des Alters heraus seine Entelechienlehre Eckermann gegenüber entwickelt. Zu einem Viertel entzündet sie sich wohl an den «Funken» der Gnosis, zum andern stützt sie sich auf die Monadologie von Leibniz, ihr drittes Viertel dürfte wohl aus Wunschträumen stammen, das vierte aber ist persönliche Erfahrung, das Erlebnis unerklärlicher periodischer Regenerationen am eigenen Leib. Warum sollte daher die Entelechie, die zielstrebige Monade, beginnend als blasser metaphysischer Keim, dann aufgestiegen in unzähligen Runden, nicht schließlich gereift genug sein, um ihrerseits die Materie zu beherrschen? Nicht mehr so tief eingefleischt, wird sie vom körperlichen Verfall weniger behindert, kann bereits mehrere Tode übertauchen, ohne Gestaltwandel, reißt den alternden Leib

wieder empor wie einen sinkenden Ballon, und an Stelle von Sterbenskrisen treten Verjüngungskrisen.

Von Goethes Entelechienlehre dürfte Mrs. Woolf kaum etwas gehört haben als ungebildete Frau. So bezeichnet sie sich selbst in der bitteren Betrachtung «Thirty guineas», welch geringe Summe für die Erziehung eines Mädchens ihrer Generation genügen sollte.

Doch auch ohne Wissen um ihren berühmten Vorläufer hat ihre weltverzweigte Genialität sich an die Schilderung dessen gewagt, was einer hohen Entelechie widerfährt und wie dieser zumute wird in dreieinhalb, ohne nennenswerte Tode, überstandenen Jahrhunderten von etwa 1585 an, bis Donnerstag, den 11. Oktober 1928. Da bricht der Bericht ab. Wäre Virginia Woolf annähernd so alt wie Goethe geworden, hätte sie vielleicht dem «Orlando» einen zweiten Teil hinzugefügt. Der Roman entspricht innerhalb ihres Oeuvres dem «Faust». Was hier verglichen wird, läßt natürlich dessen Unvergleichliches beiseite.

«Er», so beginnt ihr Buch, «denn über sein Geschlecht konnte kein Zweifel bestehen . . ., war eben dabei, an einem vertrockneten Maurenkopf herumzuschnitzen, der vom Sparrenwerk unter dem Dach des Schlosses hing.» Trophäe eines Ahnen, heimgebracht aus den barbarischen Gefilden Afrikas. Der Knabe schwor sich ähnliche Taten zu, war aber kaum sechzehn Jahre alt. So tauchte er den Federkiel ein und arbeitete unterdessen an «Athelbert», einer Tragödie in fünf Akten, weiter. Schon dem Kind hatte man die Kerze weggenommen, wenn es weit in die Nacht hinein Poesie schrieb. Da züchtete es Glühwürmchen in einer Schachtel und dichtet bei deren Schein weiter. Dann gibt es auf dem höchsten Hügel des Riesenbesitzes seine Lieblingseiche . . ., während er bewegungslos hingestreckt liegt über ihren Wurzeln, steigt Rotwild mit zarten Schritten näher, Dohlen umkreisen ihn, Schwalben tauchen nieder und Libellen schießen vorbei, als ob Fruchtbarkeit und Liebeseifer eines Sommernachmittags netzgleich sich um seinen Körper webten. Dann wurden die Höhen purpurn, die Täler schwarz. Eine Fanfare schrillte. Der grelle Lautstoß kam aus einer Gebäudemasse, mauernumringt, kam aus dem Herzen seines großen Hauses selbst, dessen Dunkel jetzt mit vielen Lichtern durchlöchert wurde. Orlando stürzte bergab, rannte auf nur ihm bekannten Abkürzungen über Treppen in sein Zimmer. Zehn Minuten später hatte er sich gewaschen, die Fingernägel gesäubert, die karmoisinroten Breeches, den Spitzenkragen, die Taffetasweste angelegt, und die Schuhe mit Rosetten, groß wie gefüllte Dahlien. Aufgeregt und entsetzlich verspätet durchsauste er die fünf «acres» an Zimmerfluchten bis zum Bankettsaal. Auf seinem Weg stand die Tür zum Raum der Haushälterin offen. Dort am Gesinde-Eßtisch

saß ein eher fetter, eher schäbiger Mann. Seine Krause war eine Spur beschmutzt, die Hand hielt eine Feder und er blickte vor sich hin aus Augen, gewölbt und wolkig wie irgendein grüner Stein von seltener Textur. Trotz aller Eile stand Orlando wie angewurzelt ... War das ein Dichter? ‚Oh, sagen Sie mir', wollte er fragen, ‚alles über die ganze Welt.' Dann von Schüchternheit überwältigt, sprang er davon und erreichte die Festhalle noch eben recht, um, in die Knie gesunken, den Kopf gebeugt vor Verwirrung, eine Schale Rosenwasser der großen Königin hinzuhalten.

Er sah nur die beringte Hand unter Wasser, aber es war genug. Eine merkenswerte Hand, dünn, mit langen Fingern, die sich immer um etwas zu krümmen schienen, ein Szepter, eine Weltkugel. Eine nervöse, eine grämliche Hand, eine befehlende auch. Orlando erriet, sie gehöre zu einem alten Körper, der außer nach Parfüm noch wie ein Schrank roch, in dem seine Mutter gekampferte Pelze aufbewahrte, welcher Körper jedoch, in Brokat und Geschmeide eingepanzert, sich sehr gerade hielt, wenn vielleicht auch voller Ischiasschmerzen, niemals zuckte, wiewohl nur zusammengehalten von tausend Aengsten ... Kanonendonner vom Kanal her war stets in ihren Ohren, und immer sah sie den glitzernden Gifttropfen und das lange Stilett.» All das fühlte der Knabe, während die großen Ringe unter Wasser blitzten. Einen davon, den smaragdenen, sollte er später stets am Finger tragen. In der gleichen Nacht, so will es die Tradition, während Orlando ahnungslos schlief, war er von seiner Herrin geküßt worden. Eingeprägt fürs Leben aber blieb das Vorherige, gemeinsam mit dem schäbigen Fremden in der Gesindestube. War es Sh-p-re gewesen oder der Mann, um das gefällte Holz abzuschätzen? Nie sollte er darüber Sicheres wissen dürfen. Zwei Jahre später befahl «Queen Bess» ihren jungen Vetter nach Whitehall. Während er die Galerie daherkam, beobachtete sie scharf. «Ja, alles war noch da: das lange dunkellockige Haar, feuchte Veilchenaugen, die kurze gerade Nase, trotzig geschürzte Lippen, Pfirsichflaum, ein Herz aus Gold, Loyalität und männlicher Charme ... sie las ihn wie eine aufgeschlagene Seite. Als sie aber seine Beine sah, lachte sie vor Lust. Es waren ein paar der vollendetsten Beine, auf denen ein junger Edelmann je aufrecht stand. Um die schlankeste Stelle unter dem Knie befestigte sie eigenhändig den juwelenen Hosenbandorden.» Von diesem Tag an bleibt ihm nichts versagt.

Nach Elisabeths Tod und unter dem ersten Stuart im «Winter des großen Frostes», fegt eine russische Prinzessin in weiten Bögen über das Eis. Frei wie ein Knabe. Mit schrägen Augen, schwellendem Mund, in austernfarbenem Samt und Perlen. Mit der russischen Gesandtschaft war sie gekommen. Orlando nennt sie Sasha, nach dem

jungen Polarfuchs, den er als Kind besessen, «ein Geschöpf, weich wie frischgefallener Schnee, doch mit Zähnen wie Stahl. Es biß ihn so wild, daß sein Vater das Tier später tötete.» Chlorinda, Favilla, Euphrosine, Sonettnamen für seine hochgeborenen Flirts sind jetzt wie nicht vorhanden, er sieht nur noch die Moskowitin, was bald Aergernis am Hof erregt.

So schlüpfen die beiden nach aufgehobener Tafel bei Feuerwerk und Eisfesten unter dem Seidenseil hindurch, das die königliche Gesellschaft von der gemeinen Menge trennt, und gleiten auf Stahlsohlen weit ins Land. «Heiß vor Bewegung und Liebe, betten sie sich dann in das Zobelnest ihrer Pelze und staunen, daß das Eis nicht schmilzt unter ihrer Glut.» Im Hafen eingefroren, liegt die russische Fregatte, Sasha braucht etwas aus ihren Truhen. Sie bleibt so lange. Er folgt ihr in den finsteren Schiffsraum, tastet sich zu einem Schimmer Licht und zwei Gestalten. Eine Sekunde lang streift ihn die Vision Sashas auf dem Schoß und in den haarigen Pfoten einer Matrosenbestie. Dann wolkt rote Wut seinen Blick und aus ihm bricht ein solches Geheul der Pein, daß die Wände widerhallen. Eh' er sein Stilett freibekommt, wirft sich die Moskowitin zwischen die Männer, dann wird es schwarz um ihn. Auf Deck findet er sich wieder, umflattert von der Frau, bald schmeichelnd, bald empört, bis er sich seiner schmutzigen Phantasie schämt, nachgibt, um Verzeihung bittet. Freilich kommt ihm später die Erinnerung, da er eines Abends die Prinzessin überraschte, wie sie, auf dem Boden kauernd, heimlich eine Kerze fraß. Gewiß, es war eine rosa Kerze, goldverziert und stammte von des Königs eigener Tafel, blieb aber doch Unschlitt und sie nagte daran. Sollte ihre Kinderstube vielleicht doch nicht so tadellos gewesen sein, wie sie stets vorgab? Trotzdem wollte er ihr alles opfern, Karriere, Heimat, und nach Rußland fliehen. «Jour de ma vie», rief er und riß sie in seine Arme; das Stichwort war es. Um Mitternacht sollten sie einander treffen, Gespanne bereit finden. Er wartet unter einer Sintflut von Regen, denn Seltsames ereignet sich, nie Aufgeklärtes. Ist ein vulkanischer Ausbruch irgendwo erfolgt und hat heiße Quellen unter der Themse heraufgespien? Unerwartet kommt der Eisgang, auf wirbelnden Schollen treiben jammernde Menschen; Tausende gehen zugrund. Orlando, zu Pferd, wartet. Dann jagt er ans Meer. «Die schwarzen Adler wehen weit draußen vom Topmast», gerade noch sichtbar, während das Russenschiff am Horizont verschwindet. «Ungnade, Verbannung auf sein großes Landgut, er spürt sie kaum vor Herzeleid, dann überkommt ihn ein tranceähnlicher Schlaf, der sieben Tage dauert.

Aber war das Schlaf? Und wenn ja, von welcher Art? Muß nicht der Finger des Todes sich von Zeit zu Zeit auf den Tumult des Lebens

legen, damit er uns nicht auseinanderreiße?» Und an anderer Stelle heißt es: «Schlaf, Schlaf, so tief, daß alle Formen zu Staub von wunderbarer Weichheit zerrieben sind, unter Wassern, undurchschaubar opaque, und dort wollen wir liegen wie Mumien eingehüllt — auf dem Sand am Grund des Schlafes.» Am siebenten Tag, ein Viertel vor acht Uhr, seiner gewohnten Stunde, erwacht Orlando, treibt das ganze Aufgebot an Quacksalbern aus dem Zimmer und läßt sein Pferd satteln. In die große Leere, die der Herzbrand hinterläßt, stürzt sich dann «die Dirne Ruhmsucht». Er schwor sich, der erste Dichter seiner Nation zu werden, denn Dichtung überstrahlte für ihn alle Glorie von Blut und Staat. Literaten schienen ihm eine «heilige Rasse», bis es zu persönlicher Bekanntschaft kommt, in deren Folge er aus überströmendem Ekel sogar seine siebenundfünfzig eigenen Werke verbrennt, um nur ein schlichtes Heftchen, betitelt «Der Eichbaum», zu schonen und in seinem Wams zu bergen. Unter der lebendigen Eiche liegend, erschaut er dann sein Haus. Nie noch war es ihm so nobel, so human erschienen, anonyme Leistung vergessener Geschlechter vor ihm. Welche Hoffart, sich über sie erheben zu wollen. Hier lag die Aufgabe. Nicht im Anbau zwar, die Gebäudegruppe bedeckte schon neun acres Land, doch im Einbau. So füllte er die Räume mit allen Köstlichkeiten der bekannten Welt, schließlich kamen für die 376 Schlafzimmer noch ebenso viele Silberbetten an, und ein ganzes Brabanter Dorf voll blinder Frauen klöppelte die Spitzenstores. Nur Bewohner fehlten, bis großartigste Gastfreundschaft den Adel aus neunzehn Grafschaften zu Festen lud, was den Gastgeber die zweite Hälfte seines Barvermögens kostete.

Hier kommt die rechte Stelle für ein der Walpurgisnacht ähnliches Geschehen. Nicht in «Anlehnung», sondern schicksalhaft. Harpyen fallen in sein schönes Heim ein. So oft er sich von Taubenflaum gestreift fühlt, in sehnsüchtigem Entzücken nach dem paradiesischen Liebesvogel greifen will, watschelt statt seiner ein Aasgeier heran, flappt schwer und stunkbeladen mit den Flügeln, um sich, Dung zwischen den Krallen, auf des Hausherrn Schulter festzusetzen. Harpyen sind zäh. Orlando räumt ihnen eine Zeitlang das Feld und läßt sich von König Karl I. zum britischen Botschafter beim Sultan ernennen. Bald summen die Bazare am Bosporus von Gerüchten über diesen großen Herrn, denn er entfacht die Phantasie der Völker mit seinen Abenteuern bei Nacht, seiner seigneuralen Art bei Tag. Als Diplomat bringt er den Geheimvertrag mit der Pforte zustande, erhält dafür Herzogsrang und Bathorden. Ein englischer Admiral überbringt die Insignien, legt Orlando den Prunkmantel um. Mit einer Gebärde aus Majestät und Anmut, die kein Anwesender je vergißt, greift der neue Herzog nach der goldnen Erdbeerblätterkrone

auf ihrem Purpurkissen, um sie sich in die Stirn zu drücken bei einem Festbankett im Botschafterpalast von nie geschauter Luxuriosität.

Anderntages finden seine Sekretäre ihn in tiefem Schlaf versunken. Nun, die Nacht war anstrengend. Dann verwirren die Berichte sich. Revolution bricht aus gegen den Sultan, das Fremdenviertel wird überfallen, die Wache niedergemacht. Den Botschafter lassen die Mordbanden für tot liegen. Am siebenten Tage erwacht, sieht er sich, auf dem Weg ins Badezimmer, splitternackt in einem langen Spiegel. Seit die Welt steht, gab es keinen hinreißenderen Anblick als diesen vollendeten harmonischen jungen Akt. Nur das Geschlecht hatte sich im großen Schlaf gewandelt. «Lady Orlando» wird es von nun an heißen müssen. Der Sexualwechsel ändert jedoch in keiner Weise weder die Allgemeinerscheinung noch das Identitätsbewußtsein.

Faust ist nach dem Erwachen in die neue Reinkarnation des zweiten Teils hinein immer noch auf der gleichen Naturhälfte geblieben: der einseitig männlichen. Gleichsam zaghaft stets auf der rechten Trottoirseite der Lebensbahn. Orlandos Entelechie beweist die höhere Entwicklungsstufe, indem sie die zwei fundamentalen Entwicklungsarten ohne tödliche Unterbrechung in einem fortdauernden Bewußtsein zugleich halten kann.

Weniger erschüttert als man meinen sollte, nach dieser Entdeckung, windet die Erwachte mehrere lange Schnüre enormer Smaragde und Perlen um ihre Person, ehe sie die indifferenten türkischen Hosen und die grobe Jacke der Volkstracht anlegt. Auf ein Signal hin erscheint ein alter Zigeuner mit einem Esel vor dem Palast, und während Orlando aus dem öffentlichen Leben verschwindet, beginnt ein primitives Nomadendasein in den anatolischen Bergen. Doch nicht ewig hält im Zigeunerlager die Harmonie. Was nun? Wieder Botschafter werden? Es ginge. In Kleidern ist kein Wandel an ihr sichtbar. Gerade diesen Wandel aber will sie ganz erleben. Aus dem Erlös der zehnten Perle bleibt nach Bezahlung der Seereise nach London genug übrig für die Ausstattung einer eleganten jungen Dame der englischen Gesellschaft. In den folgenden «weiblichen» Kapiteln erreicht Virginia Woolf einen dämonischen Liebreiz. Es gibt Teile, wo sie dem eigenen Fabulieren gegenübersteht wie Thomas Mann dem Mythos. Es ist da ein Nicht-mehr-ganz-ernst-nehmen-Können, bei raffiniertester Ausnützung der unvergleichlichen Möglichkeiten, durch die feine Weisheit tiefe Dinge obenhin zu sagen. Anfangs steht ja die Verwandelte wie ein Kind vor einem Kasten funkelnagelneuen Spielzeugs, mit dem begreiflichen Hang, es dem Abgegriffenen vorzuziehen.

Früher hatte sie verfolgt, jetzt floh sie ... «Wie entzückend zu verweigern und ihn die Stirn runzeln sehen, noch entzückender nachzugeben und ihn lächeln machen.» Schon beim ersten Lunch, auf dem

Ehrenplatz neben Kapitän Bartolos, lernt sie eine Menge Vorgeplänkel. Dann auf Deck, unter dem Baldachin hingestreckt, verwickelt sie sich allerdings recht lästig in die geblumten Padueser Seidenröcke. Verdammt, wie sollte man da schwimmen können, wenn das Schiff sank? Mit einem Schwung befreit sie die berühmten Beine. Bei dem Anblick fällt ein Matrose fast vom Mast und über Bord. Das geht doch nicht! Der Brave hatte vielleicht für Weib und Kind zu sorgen. Aus einfacher Humanität hieß es in Röcken das Ertrinken riskieren und darauf hoffen, eine «Blaujacke» zöge einen heraus. Und sie seufzte schon bei der Idee, was diese neue Weiblichkeit an Zeit kosten würde. Die Frisur allein wohl täglich eine Stunde. Die Heimkehr ins große Haus wird eine Kette von Freuden. Kein Lebewesen zweifelt dort an ihrer Identität. Schon von dem frischverschneiten Wald an hatten Hirsche die gelbe Karosse begleitet bis in den Schloßhof, dann sprang das Doppeltor weit auf und Knut, der Elchhund, warf sich wie toll vor Glück auf seine Herrin. Die ganze Dienerschaft, Haushälterin und Butler voran, Leuchter über ihren Köpfen haltend, stammelten nur immer wieder: My Lord, My Lady, My Lady, My Lord, um ihre Freude auszudrücken. In London hingegen wartet auf sie, als suspekte Person, mit ehernem Antlitz das Gesetz. Mehrere Prozesse sind anhängig. Erstens weil sie tot ist, daher kein Eigentum besitzen kann, dann daß sie Frau, zugleich englischer Herzog ist, verheiratet zu Konstantinopel mit einer Tänzerin Pepita, der sie drei Söhne gezeugt hat, als welche nun das Erbe ihres toten Vaters beanspruchen.» So ernste Anwürfe würden wohl viel Zeit und Geld zur Widerlegung brauchen, eine Annahme, in der sie recht behalten sollte. Erst hundertvierzig Jahre später setzt Lord Palmerstons eigenhändige Unterschrift sie wieder in Rang und Würden ein, nur vom Vermögen läßt das Verfahren wenig übrig. Wieder ziehen Sagas sich um ihre Person, jetzt in zweierlei Gestalt und durch viele Schichten, doch scheint seelisch das Weibliche langsam wirksamer zu werden. Sie hat Angst vor bösen Kühen, ist schwach in Geographie, mag Mathematik nicht, kutschiert zwar immer noch tollkühn einen Sechserzug über die Londonbrücke, andere in Gefahr zu sehen aber macht sie nervös, auch kommen leicht die Tränen.

Jammerschade, daß Virginia Woolf nicht genug Leben übrigblieb, um ein paar Jahrzehnte lang Kulturgeschichte zu schreiben, denn sie beherrscht die wichtige Kunst, disparate Dinge einfach nebeneinander zu setzen und sie gewinnen plötzlich unmittelbar überzeugende Beziehung. Schon im «Orlando» wird der Wandel dreier Weltzeiten restlos in Anschauung aufgelöst, was für den Leser ein unvergeßliches Dabeisein bedeutet, wenn etwa die klare Radianz des Firmaments, die Härte, das Einheitliche, die positive Landschaft des 18. Jahrhunderts

endet und eine turbulente Wolke Rußnebels über St. Paul aufsteigt, um sich dann durch London und die ganzen britischen Inseln zu verbreiten. Damit ist schon das Klima des 19. Jahrhunderts da. Es gibt keinen geraden gelben Sonnenstrahl mehr, nur prismatisch gebrochene in schwebenden Wassertröpfchen. Feuchte ist ein stummer, kriecherischer, unentrinnbarer Feind, Holz schwillt, Efeu überwuchert die Fenster, Licht sickert nur grünlich durch; die Kinder in den Nurseries leben wie unter Wasser, die Küche ist so finster, daß eine arme schwarze Katze mit den Kohlen ins Feuer geschaufelt wird. Alles fröstelt, alles wird eingehüllt, selbst die Klavierbeine. Tischtücher reichen bis zum Boden, Schals und Plaids erscheinen, Bärte sprießen. Schon im August tragen die Stubenmädchen drei bis vier rotwollene Unterröcke. Architektur wuchert aus in scheußlicher Ornamentik. Im Garten schwellen die Kohlköpfe, in der Sprache die Phrasen, wo früher ein Adjektiv genügte, stehen jetzt sechs. Die Familie schwillt, jede füllt sich mit zwölf bis fünfzehn Kindern, Zwillinge häufen sich an. So entsteht das britische Empire. Lady Orlando fühlt Unbehagen im ganzen Körper, es zieht sich dann zusammen in einem Arm, in einer Hand, schließlich einem Finger und wird zu unerträglichem Zucken und Jucken. Zu sehen ist nichts an ihm. Eben darum. Männer wie Frauen tragen jetzt dort bis ins Grab hinein einen Reifen aus «gelbsüchtigem Gold». Er schmückt nicht, ist kein Geschmeide wie an ihrer Hand der smaragdene Solitär der großen Königin. «Ist eine neue Entdeckung mit der Rasse gemacht worden», staunt Orlando, «daß die Leute sich jetzt derart Arm in Arm zusammenstecken lassen. Wer hat diese Art Ehe erfunden? Königin Viktoria oder Lord Melbourne? Dieses Zeitalter ging gegen ihr natürliches Temperament, doch wer sich ihm entgegenstemmt, den zerbricht es. Sollte sie ein so verzweifeltes Heilmittel gegen das Jucken, wie einen Gatten nehmen? Ob der Leser die folgende Lösung des Dilemmas läppisch oder bezaubernd findet, hängt völlig von seiner Einstellung zur Romantik ab. Denn diese in ihrer ausschweifendsten Form ist ja ebenso typisch «viktorianisch» wie dreiprozentige Konsols.

Weiberröcke, jetzt in Krinolinenform, nebst Stöckelschuhen lassen Lady Orlando auf dem Weg zur Eiche straucheln, stürzen, den Knöchel brechen. Keine «Blaujacke», wohl aber ein einsamer Reiter in der Nacht rettet sie, hebt sie aufs Pferd. Wenige Minuten später sind sie verlobt. Am nächsten Morgen beim Frühstück bleiben nur noch so Nebensachen, wie Name und Stand zu erfahren. Wie alle Liebenden, wissen sie bereits alles Wichtige übereinander. Sein Name klingt romantisch, ritterlich, leidenschaftlich, melancholisch. Er heißt Marmaduke, Bonthurp, Shelmerdine, Esquire, hatte ein Schloß auf den Hebriden, ritt gestern auf dem Weg nach Falmouth zu seiner

Brigg; denn es kommt die Jahreszeit für die ärgsten Stürme am Kap Horn. Sein Knabengesicht errötet und wird etwas schamhaft verlegen. «Ja, was soll man heutzutage noch anderes machen?» Sein Leben besteht aus prächtigen und verzweifelten Abenteuern, Soldat, Seefahrer, Erforscher des Fernen Ostens war er gewesen, las dann abwechselnd Pascal, wollte Philosophie schreiben, ergab sich einer Negerin, bereute, entschied sich fürs Kap Horn.

Zuweilen packt die Liebenden während ihrer Gespräche ein schrecklicher Verdacht. Solch rasches Verständnis wirkt wie ein allzu holdes Wunder. Wie konnte eine Frau so tolerant und freimütig sein gleich einem Mann, und ein Mann so geheimnisvoll und feinfühlig gleich einer Frau? «Bist du ganz sicher», frugen sie einander und meinten ihr Geschlecht. Und das mußte doch sofort unter Beweis gestellt werden, und nie noch gab es dann eine solche Szene des Protestierens und Demonstrierens, wie sie jetzt erfolgte. Am zehnten Tag schlug der Wind um und in die rechte Richtung. In aller Eile wurde der Schloßgeistliche geholt, die Kapelle geschmückt, die Dienerschaft versammelt und die Trauung fand statt. Unter Donner, Blitz und strömendem Regen hielt Lady Orlando im dünnen Mousselinkleid ihm dann den Steigbügel. Ins Haus zurückgekehrt, besah sie den Finger. Seit er den Ring trug, hatte er nicht ein einziges Mal gezuckt. Mit dieser Ehe war alles so geordnet worden, daß sie den Zeitgeist weder zu bekämpfen brauchte noch sich ihm zu beugen. Die Lösung kam aus der viktorianischen Periode selbst. Nur wo massivste Bürgerlichkeit herrscht, stellt sie zugleich eine so ausschweifende Romantik mit spleenigen Käuzen wie diesen Ehemann aus sich heraus, der die Hälfte des Jahres das Kap Horn umschiffen mußte.

Die Liebe der beiden hält weit in die neue Weltzeit hinein: die unsrige. Wieder formt Virginia Woolf das Wesentliche dieses Wandels bildhaft gesehen durch Orlandos Augen: «Der Nebel hatte sich zu einem feinen Gasschleier zerteilt, Efeu war weggekratzt, Stein an Häusern wurde wieder sichtbar. Abends wurde die Veränderung am auffälligsten durch die Lichter in den Häusern. Ein Knopfdruck, und das ganze Zimmer ist erleuchtet, jedes gleicht genau dem andern. Alles sieht man in den kleinen viereckigen Schachteln. Es gibt keine Zurückgezogenheit mehr, keinen dieser zögernden Schatten in drohenden Ecken. Auf kahlen Wänden hängen neue leuchtende Bilder wirklicher Dinge, wie Straßen, Regenschirme, Aepfel. Auch die Trottoirs werden hell und der Himmel bleibt es die ganze Nacht lang. Wie schmal die Frauen in letzter Zeit geworden sind, wie Kornähren sehen sie aus, eine wie die andere, gerade, schimmernd, identisch. Die Gesichter der Männer sind glatt wie ihre Handflächen, das Weinen kommt einen schwerer an, Wasser wird heiß in zwei

Sekunden. Etwas Definitives liegt in dieser Gegenwart, etwas Deutliches könnte an das achtzehnte Jahrhundert erinnern, wäre nicht innere Verwirrung gewesen, dieses haltlos Verzweifelte. Nichts konnte ganz gesehen, keine Aufschrift zu Ende gelesen werden, während man im Auto vorüberschoß.

Sie hielt ihre große Limousine vor Marshall & Snellgrove in Oxfordstreet an, dem Weltwarenhaus, wo alle Werte zu zivilen Preisen im Ausverkauf erhältlich sind. Die lange Shoppingliste in der Hand, steht Orlando zwischen der mechanisierten Magie von Licht und Radio, fühlt das ganze Problem, ihre sechzig bis siebzig Iche zu synchronisieren, sich Rechenschaft zu geben über das Wesentliche ihres Seins. Kein Wunder, daß sie beim «shopping» Badesalz, Knabenstiefel und Sardinen zu besorgen vergißt. Dann fällt ein Schlag auf ihren Kopf, ein betäubender, Big Ben mahnt, daß es der jetzige Augenblick ist. Wie entsetzlich! Nur auszuhalten, weil er nach rückwärts durch die Vergangenheit, nach vorwärts durch die Zukunft über dem Abgrund des Nichts gehalten wird. Der Augenblick ist zwölf Uhr mittags, Donnerstag, den 11. Oktober 1928. Abends treibt es sie unwiderstehlich ins Freie. Die Kühle der Gegenwart streift ihre Wangen, durch die Landschaft braust der Wind, doch über dieser schwillt Motorlärm an, ein Aeroplan bricht durch die Wolken, steht gerade über ihr. «Hier, Shel, hier», ruft sie und entblößt die Brust, daß ihre Perlen im Sternenlicht schimmern wie die Eier einer gigantischen Mondspinne. Während Shelmerdine dann, gebräunt, frisch und zum Mann gereift, aus dem Apparat springt, fliegt vor ihm ein scheuer Vogel auf, entflieht dem Meer zu: «Die Wildgans!» Orlando hebt ihr die Arme nach: «Ich bin besessen. Seit der Kindheit entweicht sie mir. In England, Italien, Persien, der Türkei warf ich ihr das Netz nach, zog es verschrumpft und leer zurück. Höchstens ein Stückchen Silber, sechs Worte lang, lag auf dem Grund.»

Wobei zu erinnern ist, daß im Englischen die Redensart für vergebliche Jagd nach stets Entfliehendem «a wild goose Chase» heißt.

Aber was soll denn das Ganze bedeuten, murren die Zweckbesessenen verdrießlich, es muß doch eine Idee haben?

«Nicht daß ich wüßte», sagte Goethe nach Eckermanns Bericht, wenn die Leute immer wieder kamen und frugen, was denn die Idee seines Faust gewesen sei, ob dieses «wer immer strebend sich bemüht» oder «das Ewig-Weibliche zieht uns hinan» oder sonst etwas. Dem Werk müsse doch ein Leitgedanke zugrunde liegen. «Nicht daß ich wüßte, wie hätte ich ein so buntes, reiches, vielfältiges Leben wie das meines Faust an der mageren Schnur einer einzigen Idee aufreihen mögen . . .»